

Tanja Walther-Ahrens

SEITENWECHSEL



Coming-out
im Fußball

Gütersloher Verlagshaus

Für alle, die sich verstecken (müssen), die beleidigt, bedroht, verfolgt und gefoltert werden, einfach nur weil sie Menschen sind wie du und ich.

Ballbehandlung oder ein paar Worte zur sprachlich politischen Korrektheit:

Ich habe lange nach Begriffen und Beschreibungen der Community gesucht, die für mich politisch korrekt sind. In vielen Veröffentlichungen werden alle homo-, bi-, trans- und intergeschlechtlichen Lebensentwürfe durch das Wort »Schwule« auf einen Nenner reduziert. So ist häufig von »Schwulenparaden« zu lesen, wenngleich nicht nur männliche Homosexuelle die Straßen in den bunten Regenbogenfarben säumen. Ich bin nicht schwul und es gibt weitere Facetten sexueller Identität neben Lesben und Schwulen, die ich in dieses Buch einbeziehe. Wer sich in der »Szene« bewegt, wird auf lesbische, schwule, bi-, trans-, intergeschlechtliche und viele andere Menschen treffen. Um den LeserInnen dieses Buches jedoch die Lesbarkeit zu erleichtern, werde ich vorwiegend von Lesben, Schwulen und Trans* schreiben. Trans* steht dabei als Abkürzung für die unterschiedlichen Endungen des Wortes wie: -sexualität, -geschlechtlichkeit oder -identität. Die momentan übliche Abkürzung LSBTI (Lesben, Schwule, Bi-, Trans-, Intergeschlechtliche) möchte ich nicht nutzen, da ich finde, dass es den Lesefluss stört. Leider gibt es im nationalen und auch internationalen Sprachgebrauch kein Wort, welches all diese Facetten unseres Seins beinhaltet und ausdrückt. Bitte lesen Sie das * hinter Trans für all die Vielfalt, die es gibt oder geben könnte. Vom Einzeller über die Heteros zu den LSBTI. Ich bin mir sicher, die Vielfalt hat noch nicht ihr Ende gefunden.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Ballbehandlung oder ein paar Worte zur sprachlich politischen Korrektheit:

Aufwärmen

Anstoß: Dr. Theo Zwanziger

Das Team - Vielfalt leben: lesbisch, schwul, trans*...

Taktik: Lesbisch-schwuler Sport

Foulspiel: Homophobe Diskriminierung im Sport

Das Spiel: Fußball & Homophobie

It's a man's world: Männerfußball

Kick it like girls: Frauenfußball

Drumherum: Fans, Offizielle, Schiris

Mixed Zone: Die Medien

Football is coming out? Ein Ausblick

Nachspielzeit: Ich weiß etwas, was Du nicht weißt

Danke

Wissens-, Sehens-, Lesens- und Hörenswertes

Copyright

Aufwärmen

Rudi Assauer, ehemaliger Manager von Schalke 04 u.a. (2010):

Zu einem schwulen Masseur: »Junge, tu mir einen Gefallen: Such dir einen neuen Job.«

Arne Friedrich, deutscher Nationalspieler (2004):

»Es gibt immer mehr Menschen, die schwul sind. Ganz sicher auch Spieler der Fußballbundesliga.«

Peter Jansson, schwedischer Fußballer und Handballer (2003):

»Ich bin einer, der versteckten, einer der gar nicht existiert. Es ist mir nicht erlaubt Sport unter denselben Umständen zu genießen, wie alle anderen.«

Otto Baric, ehemaliger Teamchef des kroatischen Nationalteams (2004):

»Homosexualität ist abnormal. Ich werde niemals Homosexuelle in mein Team berufen.«

Tanju Colak, türkischer Rekord-Torschütze (2005):

»In all den Jahren habe ich keinen einzigen schwulen Spieler kennen gelernt. Und würde ich einem begegnen, würde ich

ihn sofort erkennen.«

Corny Littmann, Präsident des FC St. Pauli (2004):

»Ich würde keinem Profi raten, sich zu outen. Der soziale Druck wäre nicht auszuhalten.«

John Blankenstein, Schiedsrichterbeobachter der UEFA (2004):

»Es sind sowieso alle gegen Schiedsrichter, da ist es egal ob er auch noch schwul ist. Ein Schiedsrichter hat keine Fans.«

Anstoß: Dr. Theo Zwanziger

Die Teilnahme am Fußballsport ist für viele Menschen weitaus mehr als bloße Freizeitbeschäftigung. Mit über 500.000 ehrenamtlichen Trainern, Schiedsrichtern und Betreuern ist unser Sport auch eines der wichtigsten sozialen Netzwerke in Deutschland. Dies bietet uns über die Entwicklung des modernen Fußballs hinaus die Chance, uns einzusetzen für ein respektvolles Miteinander der Kulturen, für Fairness, für den Abbau von Vorbehalten zugunsten von Verständigung und Toleranz im Umgang miteinander in der ungezwungenen Atmosphäre von Sport und Spiel.



[Bild 1](#): DFB-Präsident Dr. Theo Zwanziger

Mit der Betonung der integrativen Wirkung und Aktivität des Fußballs möchte ich allerdings nicht glauben machen, er wäre damit in Geschichte und Gegenwart immun gegen gesellschaftliche Probleme, gegen Ausgrenzung und Formen von Diskriminierung wie Rassismus, Antisemitismus und Homophobie.

Wir haben aber eine große Chance, diesen »Auswüchsen«, die es natürlich auch im Fußball gibt, dadurch zu begegnen, indem wir sie direkt im Fußball thematisieren. Wenn man sie

außerhalb des Fußballs thematisieren würde, dann liefere die Welt des Fußballs Gefahr, so wahrgenommen zu werden, wie es einem sich hartnäckig haltenden Klischee entspricht: Als ein »testosterongeladener« Kraftsport, in dem sich Männer profilieren wollen und selbst Frauen keine gerechte Aufmerksamkeit finden. Aber wir zeigen, dass auch Homosexuelle ganz selbstverständlich dazugehören, denn sie sind mitten unter uns. Sie sind unsere Freunde und Partner. Wir zeigen, dass die Hautfarbe keine Rolle spielt. Wir zeigen, dass die Herkunft keine Rolle spielt. Dass der Glaube keine Rolle spielt.

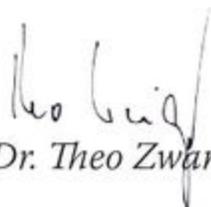
Dies sind langwierige Prozesse, die nicht an einer konkreten Momentaufnahme festzumachen sind, zumal im Fußball auch Millionen Menschen einbezogen werden müssen. Die Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung verlangt eine permanente Beschäftigung und Auseinandersetzung mit diesen Problemfeldern. Veränderung im Verhalten setzt Veränderung im Bewusstsein voraus. Ich denke, dass dieser Weg der Bewusstseinsbildung und des klaren Bekenntnisses über unsere mediale Kraft und eine Vielzahl von Projekten erfolgreich beschritten werden kann.

Wir erwarten Fairplay. Natürlich bedeutet das zunächst die Einhaltung der Spielregeln auf dem Sportplatz. Fairplay – das ist aber auch respektvoller Umgang miteinander, gleich welche Sprache man spricht, welche Religion man praktiziert, welcher Kultur man angehört und in welcher Lebenssituation man sich befindet. Wir wollen eine offene, bunte, friedliche und tolerante Sportfamilie.

Die große Angst von homosexuellen Spielern, wenn sie sich öffnen, das zu verlieren, was ihnen so enorm wichtig ist – den Fußball – diese Angst kann nur durch eine offene Gesellschaft beseitigt werden.

Tanja Walther-Ahrens beschreitet seit vielen Jahren einen mutigen Weg und macht aufmerksam auf Defizite, die bei

der gesellschaftlichen Akzeptanz von Lesben und Schwulen noch immer vorhanden sind. Sie ist dabei auch eine wichtige Ratgeberin für den Deutschen Fußball-Bund bei seinem Bemühen, Zeichen zu setzen gegen Homophobie im Fußball.



Dr. Theo Zwanziger

Das Team - Vielfalt leben: lesbisch, schwul, trans*...

Sie halten gerade ein Buch in den Händen, in dem Sie auf 180 Seiten über etwas lesen, was es gar nicht gibt: Homosexuelle im Fußball. Mario Basler, ehemaliger Deutscher Nationalspieler, antwortet 2008 in einer Dokumentation des Deutschen Sport Fernsehens auf die Frage nach schwulen Fußballern: »Gibt es nicht, sag ich nix dazu. Gibt es nicht. Es gibt keine schwulen Fußballer.« Und auch der Präsident des französischen Fußballverbandes, Jean Pierre Escalettes, meint in einem Ende 2009 veröffentlichten Film: »Die Französische Charta gegen Homophobie im Fußball lenkt die Aufmerksamkeit auf etwas, das zum Glück nicht verbreitet ist.«

Es gibt also keine Homosexuellen im Fußball, zumindest nicht im Männerfußball. Frauenfußball kann eigentlich nur von lesbischen Frauen gespielt werden. Es ist schließlich eine Männersportart und Lesben sind bekanntlich Mannweiber. So weit, so gut.

Ich spiele seit ungefähr 35 Jahren Fußball: Angefangen im kleinen Dorfverein in Hessen; in den Landesauswahlteams von Berlin, Brandenburg und Hessen; im amerikanischen Spitzensport eines Colleges; im deutschen Leistungssport bei Turbine Potsdam; in der Berliner Landesliga in einem Frauen/Lesbensportverein. Durch das Studium der Sportwissenschaften und das Sporttreiben in Ligen und Verbänden kenne ich Sport einerseits von seiner vorwiegend heterosexuellen Seite. Andererseits ist er mir durch lesbisch-schwule Sportvereine und -veranstaltungen auch von seiner vorwiegend homosexuellen Seite her bekannt. Erstaunlich,

dass in all diesen Jahren die Vorurteile, Klischees und Intoleranzen gleich geblieben sind. Es begann damit, dass meine Oma nie wollte, dass ich Fußball spiele. »Das macht ein Mädchen nicht.«, sagte sie.



[Bild 2](#): Frühstücksbrettchen

Aber alle meine Freunde spielten Fußball, was hätte ich denn den ganzen Tag machen sollen? Als die Zeit kam, wo ich nicht mehr bei den Jungs mitspielen durfte, weil der Verband der Meinung war, dass die Geschlechter mit 14 Jahren unmöglich noch zusammen Fußball spielen dürfen, lernte ich schnell den Unterschied von Männer- und Frauenfußball kennen: Jungs und Männer trainieren und spielen auf den »guten« Plätzen, bekommen mindestens einmal im Jahr neue Trikots und erhalten schon in unteren Ligen viel Geld dafür, dass sie einem Ball hinterher laufen. Diese Erfahrungen habe ich sowohl auf dem Land als auch in einer Stadt wie Berlin gemacht. Wie war uns das immer peinlich, wenn wir in den abgelegten Klamotten der A-Jugend irgendwo auflaufen mussten.

An der Uni wurde es nicht besser. Ich habe mich immer gewundert, warum die Männer sich nicht beschwert haben: Sie mussten mehr Zeit an der Uni verbringen als wir Frauen, denn sie *mussten* Fußball als Fach im Sportstudium belegen, wir Frauen *durften* es. Als ich dann Fußball auch noch vertiefend als Schwerpunktfach belegen wollte, stand ich vor einem Problem: »Das geht nicht, das gibt es nur für Männer.«, war die Auskunft meines Dozenten. Ich habe viel diskutiert und gestritten, noch eine zweite Frau gefunden, die dieselbe Idee hatte. Gemeinsam haben wir gedroht zum Uni-Präsidenten zu gehen. Dann ging es doch. Es waren die zwei Kurse, die mir in meiner Studienzeit – neben der Ausbildung in Rhythmischer Sportgymnastik, um ein weiteres Klischee zu bedienen – am wenigsten Spaß gemacht haben. Denn nicht nur mein Dozent machte zu Beginn jeder Woche »lustige« Sprüche über den Ausgang meiner Bundesligaspiele, auch meine Mitstudierenden gaben beim Spielen nie den Ball ab.

Auch in meiner Bundesligazeit gab es die eine oder andere erwähnenswerte Geschichte wie die, dass unsere Managerin mir und meiner damaligen Freundin nahelegte, doch bitte nicht mehr Hand in Hand beim Training zu erscheinen, denn die Eltern der Mädchen, die hier trainieren, könnten dann ihre Kinder abmelden, aus Angst das diese lesbisch werden könnten. Der geforderte Trikottausch am Ende eines Spiels oder die Frage von jungen Fußballern, die ebenfalls auf unserem Trainingsgelände spielten, ob wir denn tatsächlich hier Fußball spielen wollten, sind für viele keine Diskriminierung, die muss ich also nicht aufzählen.

Meine momentan favorisierten Reaktionen, wenn ich Menschen erzähle, dass ich Fußball spiele sind: »Echt, so siehst du gar nicht aus!«, oder – das Highlight für jeden Mann: »Na dann erklär mir doch mal die Abseitsregel.«

So zusammengetragen wirken diese Klischees, Vorurteile und Diskriminierungen fast erdrückend, aber zum Glück haben sie sich über die Jahre verteilt und teilweise ist mir auch erst im Nachhinein aufgefallen, was da eigentlich gesagt und getan wurde. Bisher hat es auf alle Fälle niemand geschafft, mir meine Leidenschaft und meinen Spaß an Sport und Bewegung zu verderben. Ganz im Gegenteil. Sport begeistert mich auf noch mehr Ebenen als jemals zuvor.

Durch meine Teilnahme an großen, internationalen Sportveranstaltungen, wie den EuroGames, Gay Games und Outgames durfte ich erfahren, welche Möglichkeiten der Sport bietet. Meine große Leidenschaft konnte noch größer werden, weil soviel Freude und Freundschaft durch diese Veranstaltungen wachsen konnten. So lernte ich bei verschiedenen Spielen wundervolle Menschen aus Kanada und Australien kennen, die inzwischen zu guten Freundinnen geworden sind.

Sport hat in Europa eine große Bedeutung. Die Zahl der Sportinteressierten nimmt Jahr für Jahr zu. Sport ist ein immer größer werdender Freizeit- und Wirtschaftsfaktor. Sport, seine Vereine, Verbände und Organisationen sind gewichtige und bedeutende gesellschaftliche Institutionen. Aufgrund dieser Bedeutung hat Sport auch eine soziale und politische Funktion. Häufig stehen jedoch traditionelle Strukturen mit ihren verschiedenen Orientierungen, Interessen und Bedürfnissen der Wahrnehmung der sozialen und politischen Funktion des Sports gegenüber. Der Sport, seine Verbände und Vereine, sind meist sehr zurückhaltend, wenn es um Stellungnahmen zu aktuellen Problemen wie Frieden, Drogen, Gewalt usw. geht. Sport kann und soll nicht zur Reparaturwerkstatt gesellschaftlich produzierter Missstände werden. Aber die Verantwortlichen in den Sportorganisationen können und dürfen sich den aktuellen Fragen und Problemen nicht verschließen.

Fußball ist in Europa die beliebteste Teamsportart. Die Zuschauerzahlen im Profifußball steigen und verdeutlichen so, welche hohe Akzeptanz Fußball genießt. Fußball wird als »Event« vermarktet und erfolgreich verkauft. Als Massenphänomen ist er ein Ort, an dem gesellschaftlich wirksame kulturelle Vorstellungen geprägt werden. Im Fußball begegnen sich Menschen mit den verschiedensten Biographien, Lebenswirklichkeiten und Identitäten.

Und trotzdem scheint es, als hätten Schwule, Lesben und Trans* im Profi-Fußball keinen Platz. Als wäre eine andere sexuelle Identität im Sport noch immer ein absolutes Tabuthema. Es wird höchstens hinter vorgehaltener Hand getuschelt, selten jedoch offen geredet. In kaum einem Bereich unserer Gesellschaft erscheint die Teilnahme von Homosexuellen so abwegig wie im Sport. Doch SportlerInnen, die sich vom eigenen Geschlecht angezogen fühlen, hat es schon immer gegeben, auch wenn sie als solche meist nicht wahrgenommen wurden und werden. Aufgrund ihrer sexuellen Orientierung werden sie zuweilen ausgeschlossen und diskriminiert beziehungsweise um dies zu verhindern, gezwungen einen bedeutenden Teil ihrer Identität zu verstecken. Dies führt wiederum dazu, dass Homosexuelle Sport nicht immer so ausüben oder bejubeln können, wie sie es gerne tun würden.

Warum ist das so? Der moderne Sport hat, trotz seiner unterschiedlichen Entwicklung in den einzelnen Ländern, schon immer dazu beigetragen Werte, Normen und Geschlechterrollen zu vermitteln. Männlichkeit beziehungsweise die Vorstellung von männlicher Leistungsfähigkeit ist der Maßstab des modernen Sports. Frauen waren aus diesem Grund lange Zeit schmückendes Beiwerk und nur nach und nach wurden beziehungsweise werden sie als Sportlerinnen ernst genommen. So wurde auch im Jahr 2010 Frauen die Teilnahme an Sportarten verweigert, wie die Diskussionen um die Teilnahme an den

Olympischen Winterspielen in Vancouver zeigen: Die Skispringerrinnen wurden nicht zugelassen.

Der traditionelle Sport verändert sich nur langsam. Unterschiedliche gesellschaftliche Entwicklungen, wie etwa die Emanzipationsbestrebungen der Frauen, die Entstehung einer Lesben- und Schwulenbewegung und die Wandlung von der Leibeserziehung hin zum Freizeitsport, zeigen auch hier Wirkung - allerdings zeitverzögert.

Dieses Buch soll Anstoß liefern zum Überdenken althergebrachter Ideen und Ideale und damit verknüpfter Mechanismen von Ausgrenzung und Diskriminierung im Sport, ganz besonders in der schönsten Nebensache der Welt - dem Fußball. Dabei besteht kein Anspruch auf Vollständigkeit, obwohl ich versucht habe, möglichst viele Aspekte, Gedanken und Sichtweisen einzubringen. Auch ist dieses Werk keine abschließende wissenschaftliche Abhandlung. Dieses Buch soll Anregen zu einem Perspektivwechsel. Viele in der Community glauben schließlich Sport sei Mord und Sportkleidung nur für Fetisch-Veranstaltungen gemacht. Und Heterosexuelle sind immer wieder schwer davon zu überzeugen, dass der Handtaschenweitwurf und Partyhopping nicht die einzigen Sportarten der Homosexuellen sind. Es würde mich freuen, wenn das vorliegende Werk Offiziellen und TrainerInnen im Sport eine Idee davon vermitteln kann, wie viel mehr Leistung ihre AthletInnen erbringen könnten, wenn sie in ihrem ganzen Sein wahrgenommen werden und wenn auch die Community wieder einmal über ihren eigenen Tellerrand schaut und sich von etwas begeistern lässt, woran sie in ihrer Jugend durch den Schulsport vielleicht die Lust verloren hat. Alle anderen erfahren hoffentlich interessante Neuigkeiten, lassen sich verblüffen, berühren und aufwecken und vielleicht das eine oder andere Mal zu einem Schmunzeln animieren. Am besten dann, wenn Sie sich

selbst dabei erwischen, wie Sie eine Schublade Vorurteile aufmachen.

Egal auf welcher Seite Sie gerade stehen, lassen Sie sich ein auf einen Seitenwechsel, kommen Sie mit ans andere Ufer.

Fragen an ... Klaus Wowereit

Klaus Wowereit wurde 1953 in Berlin geboren. Seit 2001 ist er Regierender Bürgermeister von Berlin. Über die Grenzen Berlins hinaus wurde er zum ersten Mal kurz vor seiner Wahl zum Regierenden Bürgermeister bekannt, als er sich öffentlich mit dem Satz outete: »Ich bin schwul und das ist gut so!«

Haben Sie mal Sport betrieben oder tun Sie es sogar noch?

Als Schüler bin ich gerudert. Und heute spiele ich Golf.

Was verbinden Sie mit Sport?

Das Rudern hat mir damals vor allem vermittelt, dass man gemeinsam viel erreichen kann, wenn sich alle für die gemeinsame Sache schinden, wenn die Arme und Beine schmerzen, die Riemen anscheinend Tonnen wiegen. Aber aufgeben gilt nicht beim Rudern. Den anderen geht es schließlich genauso. Früh habe ich auch erlebt, wie Sport Gemeinschaft stiften kann. In

den 60er-Jahren fieberte ganz Berlin mit dem Boxer Bubi Scholz. Und ich erinnere mich gut an die Fanmeile in Berlin bei der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 - seit diesem Sportereignis haben die Deutschen ein sichtlich entspannteres Verhältnis zu sich selbst.

Sie sind ja des Öfteren bei Sportveranstaltungen zu Gast, sind Sie dort schon einmal Diskriminierung begegnet?

Ich persönlich nicht, denn mich schützt das Amt - jedenfalls in der direkten, persönlichen Begegnung. Aber mir ist sehr wohl bewusst, dass die Grenze zur Diskriminierung bei Veranstaltungen mit hoher emotionaler Aufladung manchmal überschritten wird.

Wie sieht es mit der Diskriminierung im Alltag aus? Sind Sie als Bürgermeister davor geschützt?

Nein, ich bekomme nach wie vor jede Menge Post mit Beschimpfungen. Ich verfolge das juristisch, soweit es geht. Meine Möglichkeiten, mich zu wehren, sind da sicherlich besser als die des Normalbürgers.

War Ihr öffentliches Outing vorbereitet? Wenn ja, wie beziehungsweise mit wem haben Sie sich vorbereitet?

Ich habe mich beraten. Mit dem damaligen SPD-Landesvorsitzenden Peter Strieder und mit unseren Pressesprechern. Aber ich hatte mir schon selbst überlegt, wie ich mit dem Thema umgehen wollte, und das auch privat besprochen. Entscheiden musste ich es aber selbst. Das kann einem niemand abnehmen. Insofern war ich vorbereitet, als der Druck aus den Medien kam, und ich spürte, dass das Thema hochkochte. Ich habe dann entschieden, dass ich Handelnder sein wollte und nicht Getriebener und dass ich die Debatte selbst steuern wollte.

Kaum zu glauben, dass es in einer Stadt wie Berlin, mit der großen Community und einem schwulen Bürgermeister, immer noch homophobe Anfeindungen und Gewaltvorgänge gibt. Was kann die Stadt dagegen tun?

Leider ist es so. Das bedauere ich, aber ich weiß auch, dass die breite Mehrheit der Bevölkerung tolerant und offen ist. Die Menschen begreifen, dass die Vielfalt von Kulturen und Lebensstilen ein Gewinn für die Stadt ist. Was wir tun können gegen homophobe Ausfälle: Polizei und Justiz setzen ihre Mittel ein wie bei anderen Straftaten auch, und inzwischen hat sich die Berliner Polizei organisatorisch und fachlich auf diese Problematik sehr gut eingerichtet. Aber auch die Zivilgesellschaft ist in besonderer Weise gefragt und zum Glück auch funktionsfähig. Die Lesben- und Schwulenvereinigungen finden zunehmend

Unterstützung aus der sonstigen Gesellschaft, die Gesicht zeigen muss gegen Homophobie und gegen jede andere Art von Intoleranz und Gewaltbereitschaft. Die Täter müssen gefasst und bestraft werden, ihr Denken und ihr Tun muss stigmatisiert und ausgegrenzt werden. Dass das der gesellschaftliche Konsens ist, muss immer wieder öffentlich gesagt werden.

Was ist mit den Fußballplätzen? Dort gibt es ja häufig »schwule« Schiedsrichter oder Bälle, die von »Mädchen« gespielt werden. Wer kümmert sich dort um Homophobie und Sexismus?

In der Stadt gibt es noch Leute, die sich trauen, dieses Verhalten an den Tag zu legen. Da ist der Sportplatz nur ein Spiegel. Inzwischen hat der offizielle deutsche Fußball aber das Problem erkannt und begonnen, aktiv zu werden. Das ist sehr zu begrüßen. Auch dort wird Gesicht gezeigt, und das ist schon mal ein großer Schritt voran.



Bild 3: Der Berliner Bürgermeister Klaus Wowereit beim Christopher Street Day in Berlin.

Was meinen Sie würde passieren, wenn ein Profifußballer sich outen würde?

Vielleicht ähnelt die Lage der Situation unter den Politikerinnen und Politikern, bevor ich an die Öffentlichkeit gegangen bin: Keiner wollte den Anfang machen, alle hatten Angst vor den unkalkulierbaren Reaktionen, einer wartete auf den anderen. Wahrscheinlich würde dem ersten Fußballer, der sich öffentlich erklärt, rasch eine Anzahl weiterer Sportler folgen. Und vermutlich würde der Sport insgesamt, nicht nur der Fußball, dann auch rasch seinen Rückstand hinter der Gesellschaft aufholen. Der Fußball hinkt nämlich trotz guter und richtiger Ansätze immer noch dem Stand der Dinge hinterher, was

den offenen Umgang mit dem Thema Homosexualität angeht. Klar ist aber auch, dass auch im Sport die Zeit reif sein muss für solch einen Vorstoß. Solange ein Rudi Assauer sagen kann, dass man »platt« gemacht wird, wenn man sich outet, wird man das von einem ambitionierten Sportler auch nicht erwarten können.

Regenbogenflagge

1978 entwarf der amerikanische Künstler Gilbert Baker die Regenbogenfahne. Das Lied *Over the Rainbow* aus dem Film *Der Zauberer von Oz*, ein Lied über einen Ort, »an dem alles besser und gerechter ist« hat Gilbert wahrscheinlich beeinflusst. Die ursprüngliche Version der Fahne bestand aus acht Farbstreifen. Heute werden sechs Farben verwendet.

- (Fuchsia = »Sexualität«)
- Rot = »Leben«
- Orange = »Gesundheit«
- Gelb = »Sonnenlicht«
- Grün = »Natur«
- (Türkis = »Kunst«)

- Königsblau = »Harmonie«
- Violett = »Geist«

Der Regenbogen, beziehungsweise die Regenbogenflagge, gilt seit den 1970er-Jahren weltweit als das Symbol von Lesben, Schwulen und Trans*. Die Farben symbolisieren die Vielfalt der Community und bringen ihren Stolz zum Ausdruck. Dabei zielen die Farben eben nicht nur auf die Sexualität ab, sondern spiegeln den Facettenreichtum von Lebensentwürfen wider. Es ist die Vielfalt und das Zusammenspiel aller Farben, die den Regenbogen ausmacht – und auch die Community.

Diese Vielfalt des Regenbogens findet sich auch in der Bevölkerung wieder, aber nicht immer sind alle Farben willkommen, wie die Geschichte von Menschen mit verschiedenen Religionen, mannigfacher Ethnie oder unterschiedlicher sexueller Identität zeigt.

Minderheiten beziehungsweise die »Anderen« oder »Andersartigen« lösen nach wie vor Ängste und manchmal sogar Aggressionen aus, wo sie doch zu Vielfalt, Abwechslung und somit gesteigerter Lebensqualität beitragen könn(t)en.

Vielfalt

Die Benennung des »anderen« ist dabei schon schwierig und verläuft häufig nicht vorurteilsfrei: Tunte, Mannweib, falsch gepolt, Perverser, Schwuchtel, vom anderen Ufer, Warme/r, Kampfesbe, Kinderschänder, Männerhasserin, Warmduscher, Abartige sind nur einige der (immer noch) gängigen Begriffe, die nicht unbedingt dazu beitragen, ein positives Bild von Homosexuellen zu vermitteln. Und auch